

GÜNTER MÜCHLER BESTE FEINDE



Frankreich
und Deutschland –
Geschichte
einer
Leidenschaft

wbgTHEISS

Günter Mächler
Beste Feinde

Günter Mächler

Beste Feinde

**Frankreich und Deutschland –
Geschichte einer Leidenschaft**

wbgTHEISS

Meiner Familie

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg.
© 2022 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Lektorat: Kristine Althöhn, Mainz
Gestaltung und Satz: Anja Harms, Oberursel
Einbandgestaltung: Andreas Heilmann, Hamburg
Einbandmotiv: Illustration von Tomi Ungerer,
© Tomi Ungerer Estate/Diogenes Verlag AG Zürich

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Europe

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de
ISBN 978-3-8062-4424-3

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-4508-0
eBook (epub): 978-3-8062-4509-7

Inhalt

- Einleitung __ 7
- 1 Kaiser Ottos Waterloo __ 14
- 2 Der Türke: „Erbfeind der Christenheit“ __ 22
- 3 Fuggers Geld verhindert Franz I. __ 30
- 4 Tacitus und die „deutsche Einfalt“ __ 34
- 5 Vom Nachahmungseifer der Deutschen __ 40
- 6 „Die Völker zum Weinen bringen“:
 Franzosen wüten in der Pfalz __ 48
- 7 Revolution I: „Oh, wenn ich itzt Franzose wäre“ __ 54
- 8 Revolution II: Die Mainzer Jakobiner __ 74
- 9 Revolution III: *La belle mort* des Adam Lux __ 84
- 10 Hochmut und Vorurteil __ 98
- 11 „Vergessen Sie nicht, daß ich Karl der Große bin“ __ 108
- 12 Die Schöne und das Biest __ 114
- 13 Der Tod des Buchhändlers Palm __ 122
- 14 Im Reich des Königs Lustigk __ 126
- 15 Agamemnon in Erfurt __ 134
- 16 Eine Französin in Deutschland __ 140
- 17 Heinrich von Kleist: „Schlagt ihn tot!“ __ 150
- 18 Ernst Moritz Arndt erfindet die Erbfeindschaft __ 158

- 19 Autodafé auf der Wartburg __ **168**
- 20 Jahn und die gescheiterte Jugendrevolte __ **176**
- 21 Grenzgänger und Vermittler __ **184**
- 22 „Hinauf, Patrioten, zum Schloß!“ __ **198**
- 23 Victor Hugo am Schicksalsfluss __ **204**
- 24 „Die Wacht am Rhein“ __ **210**
- 25 Frankreich entdeckt den Erbfeind __ **216**
- 26 Zwischen Mühlsteinen: Das Elsass __ **232**
- 27 Kultur contra Zivilisation: Der Erste Weltkrieg __ **240**
- 28 Vercors, Camus und der „Erzengel in der Hölle“ __ **252**
- Epilog: Von Reims nach Verdun __ **264**

Anhang __ **290**

Literatur __ **291**

Anmerkungen __ **298**

Personenregister __ **307**

Bildnachweis __ **312**

Einleitung

Mitten im Krieg von 1870/71 schrieben sich der französische Philosoph Ernest Renan und sein deutscher Kollege David Friedrich Strauss Briefe. An einer Stelle der Korrespondenz brach bei Renan die Verzweiflung durch: „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland nicht versteht und Deutschland Frankreich nicht.“¹

Andere Zeiten? Gewiss. Seit 1945, seit Ende des zweiten „Dreißigjährigen Krieges“ (de Gaulle), sind Deutsche und Franzosen einander so nahegekommen wie nie zuvor in der Geschichte. Von den Regierungen gefördert, ist ein dichtes Beziehungsgeflecht entstanden. Städtepartnerschaften und Jugendaustausch haben millionenfache Begegnungen herbeigeführt. In Europa bestimmt das „Tandem“ Paris-Berlin den politischen Takt. Vielerorts in der Welt gilt die deutsch-französische Freundschaft als Markenzeichen und als Beweis dafür, dass Fortschritt in den Beziehungen rivalisierender Völker und Staaten möglich ist.

Institutionell verfügt und von breiter Zustimmung getragen, ist die Partnerschaft am Rhein zu einer festen Größe geworden, zu einer Art Besitztitel, der in kaum einer Risikoanalyse auftaucht. Manchmal würde man sich mehr Wachsamkeit wünschen. Nichts auf der Welt ist für immer gesichert. Die Klopfzeichen sind unüberhörbar. Nach dem Abschied von der globalen Bipolarität droht dem alten Kontinent die Randständigkeit. Nationalistisches Ego-Denken greift um sich. Sollte es in Europa übermächtig werden, würde auch die deutsch-französische Freundschaft Schaden nehmen.

Dass Nachbarschaft Freundschaft begründet, ist weder in der Natur noch in den Staatenbeziehungen die Regel. Gute Nachbarschaft will gewollt sein. Sie kommt zustande durch Rücksichtnahme, die die Kenntnis des Anderen und die Respektierung seiner Interessen voraussetzt. Ein weiterer Zugang ist gemeinsam erfahrenes Leid. Wer begriffen hat, dass Feindschaft nur Unheil bringt, wird bereit sein, neue Wege zu gehen.

Deutsche und Franzosen mussten erst durch die Schule jahrhundertelanger Feindschaft gehen, ehe sie sich eines Besseren besannen. Es war nach dem schrecklichsten aller Kriege, dass Freundschaft als Landmarke künftiger nachbarschaftlicher Beziehungen überhaupt gedacht werden konnte. Adenauer und de Gaulle waren realistische Visionäre. Sie betrachteten Deutschland und Frankreich in einem sehr nüchternen Sinn als Schicksalsgemeinschaft. Schuman und Monnet fanden ein geeignetes Mittel, die Transformation von der Erbfeindschaft zur Freundschaft zu organisieren: die Vereinigten Staaten von Europa. Zwei Generationen danach steht fest: Das Experiment ist geglückt. Die Leistung kann nur ermessen, wer auf die Geschichte der Erbfeindschaft zurückschaut. Das ist der Sinn dieses Buches.

Im Mittelalter lebten Deutsche und Franzosen friedvoll nebeneinander. Bloß ein einziges Mal fielen sie übereinander her. In der Schlacht von Bouvines zog Kaiser Otto IV. den Kürzeren gegen König Philipp II. August. Nebenbei bemerkt bezeichneten die Beifügungen „deutsch“ und „französisch“ damals nicht Völker, sondern Himmelsrichtungen. Die Deutschen waren die Ostfranken, die Franzosen die Westfranken, Zweige eines Baumes. Dass Bouvines die kriegerische Ausnahme war, kam so, weil die Interessen beider aus dem karolingischen Imperium hervorgegangenen Reiche früh auseinanderliefen und sich ihre Wege deshalb nicht kreuzten. Die deutschen Kaiser nutzten ihre Kräfte in einer Vielzahl von Italienzügen ab. Die Hauptbeschäftigung der französischen Könige bestand in der Abwehr ihrer mächtigsten Vasallen, der Engländer.

Das Wort „Erbfeind“ tauchte zuerst unter Kaiser Maximilian I. auf. Mal wurde das Etikett den Franzosen aufgeklebt, mal den Türken, dem „Erbfeind der Christenheit“. In der Zeit Maximilians entbrannte der

Zweikampf Habsburg gegen Valois, eine dynastische Rivalität, die Europa über lange Zeit in Atem hielt. Auch jetzt zählten nationale Scheidungen noch wenig. 1519 hätten die deutschen Kurfürsten Franz I. von Frankreich bedenkenlos zum Kaiser gewählt, wären die Bestechungsgelder Jakob Fuggers nicht so reichlich für den Enkel Maximilians geflossen, der als Karl V. den Thron bestieg.

In der Neuzeit zählten die „Häuser“, nicht die Völker. Ein zusätzliches Loyalitätsmuster entstand durch die Glaubensspaltung. Man war einer konfessionellen Gruppe zugehörig und bestimmte den eigenen Platz in scharfer Abgrenzung zur Gruppe der Anderen. Die Anderen, das waren aus reformatorischer Sicht die „Welschen“, Angehörige des romanischen Sprachraums wie die Franzosen, die dem Papsttum anhängen und verdorben waren wie die „ganze Rotte Sodoms“ (Luther). Das Stereotyp des sittenlosen Franzosen hat hier seinen Ursprung. Zur Selbstidentifikation bot die wiederentdeckte Tacitus-Schrift über die Germanen eine Vorlage. Tacitus hatte die nördlichen Barbaren als ein durch keine Zivilisation verbogenes Urvolk beschrieben. Daraus destillierten Humanisten die „deutsche Einfalt“. Mochten die Deutschen auch grob in ihren Gebräuchen sein, so waren sie doch gerade und unverbildet und unterschieden sich positiv von französischer Eitelkeit und Raffinesse.

Frankreich ging aus dem Dreißigjährigen Krieg gestärkt hervor, Deutschland befand sich am Tiefpunkt. Ludwig XIV. konnte die Pfalz ohne Gegenwehr verwüsten. Erstmals trat Frankreich als aggressive und kriegerische Macht in Erscheinung. Dessen ungeachtet war im Barock das Französische die unbestrittene Leitkultur. Die deutschen Fürsten bauten große Schlösser und geometrische Gärten à la Versailles, und wer auf sich hielt, trug französische Kleidung und übte sich in geistvoller Konversation. Über die deutsche Krankheit Nachahmungssucht schrieben Philosophen anklagende Traktate, doch nur mit mäßigem Erfolg.

Gleich, ob man das Französische anhimmelte oder verurteilte: Die deutsche Oberklasse war fest auf Frankreich fixiert. Daran änderte auch die Revolution nichts. Jetzt waren es nicht mehr Äußerlichkeiten, die die Nachbarn im Osten magisch anzogen, sondern die Verlockungen von

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. In großer Zahl pilgerten Intellektuelle nach Paris, dem Schauplatz des Weltausstellungsjahrs, um sich alsbald desillusioniert abzuwenden. Mit der Rigorosität von Konvertiten bestritten die Enttäuschten den Franzosen das Recht, die Fahne der Freiheit voranzutragen, und empfahlen als deutschen Weg zur Freiheit die Reform, die Revolution von oben. Mit dem Aufstieg Bonapartes zog Frankreich die Deutschen dann wieder in den Bann. Welche Kraft ging doch von der *nation une et indivisible* aus! Und wie schwach war Deutschland dagegen! Es den Franzosen gleichzutun, den deutschen Nationalstaat zu bauen, stand ab jetzt auf der Tagesordnung. Doch zuerst musste Napoleon beseitigt werden. „Schlagt ihn tot! Das Weltgericht, fragt euch nach den Gründen nicht!“, eiferte Heinrich von Kleist, und andere Dichter folgten ihm. Nach der Katastrophe der Großen Armee in Russland war die Situation da. Der Kampf gegen die Fremdherrschaft wurde zur nationalen Sache.

Eine Sonderstellung in der Phalanx nationalistischer Vordenker nimmt Ernst Moritz Arndt ein. Arndt dachte über die Befreiung hinaus. Er ahnte, dass nach dem Sieg über Napoleon die Deutschen wieder zurückfallen würden in die alte Lethargie und Zersplitterung. Der Franzosenhass, den er predigte, sollte deshalb mehr bewirken als eine momentane Aufwallung, die nötig war, um den Feind über den Rhein zu treiben. Der Hass sollte von Dauer sein, weil die Deutschen einen „Vereinigungspunkt“ brauchten, um einig zu bleiben und bei sich selbst zu sein. „Ich will den Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für immer“, schrieb Arndt. Der Hass solle glühen „als die Religion des deutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen“. Damit stellte Arndt das Verhältnis zu den Nachbarn auf eine historisch neue Stufe. Der Hass auf Frankreich wurde als Hebel zur Herstellung der Einheit gleichsam institutionalisiert. Es entstand der Mythos der Erbfeindschaft.

Im Vormärz änderte sich die Kampflage. Hauptgegner der Liberalen mit ihrer Doppelforderung nach Freiheit und Nation war das System Metternich, das nach dem Sieg über Napoleon weder Demokratie noch

Einheit zugelassen hatte. Für eine Weile trat Frankreich als Verhinderer der deutschen Sehnsüchte in den Hintergrund, die Revolution von 1830 ließ sogar die alte Liebesbeziehung wieder aufflammen. Arndts Hasslehre hatte sich nicht durchgesetzt. Dass noch Glut unter der Asche war, zeigte sich dann allerdings 1840. In der Rheinkrise, mutwillig vom Zaun gebrochen durch die Regierung in Paris, bliesen die Poeten die Kriegstrompeten gegen die „Welschen“ wie zuletzt 1813.

Die Rheinkrise rückte das Deutschland-Bild der Franzosen zurecht. Lange war Deutschland transrhenanisch nur ein geografischer Begriff gewesen. Frankreich hatte sich mit Habsburg/Österreich duelliert. Es hatte den Aufstieg Preußens in die Liga der Großmächte zur Kenntnis genommen. Aber Deutschland? Die ungefügte Landmasse in der Mitte, ob Heiliges Römisches Reich oder Deutscher Bund, musste machtpolitisch nicht ernst genommen werden. Dass es überhaupt lohnend sei, sich für Deutschland zu interessieren, vermittelte als erste Madame de Staël. Aber ihr Erfolgsbuch *De l'Allemagne*, 1814 erschienen, war politisch entkernt. Es schilderte Deutschland als Pflanzstätte der Philosophie, der Musik und der Religiosität, die Deutschen als ebenso tiefsinnig wie tatenarm. Erst in der Rheinkrise machten die Franzosen die Entdeckung, dass die Deutschen durchaus zu nationaler Leidenschaft fähig waren. Wie schwer die Anpassung an die Realität fiel, wurde noch während des Kriegs 1870/71 sichtbar. Obwohl die süddeutschen Staaten mit zu den Waffen gegriffen hatten, tat die französische Propaganda lange so, als führte Frankreich einen Krieg allein gegen Preußen.

Der Kriegsausgang war für Frankreich in jeder Weise bitter. Man hatte nicht bloß eine Schlacht verloren. Man musste zusehen, wie der Rang der ersten Macht auf dem Kontinent an einen neuen Rivalen überging, ein Reich, dessen Gründungsakt ausgerechnet in Versailles vollzogen worden war, was als schlimme Demütigung empfunden wurde. Noch schlimmer war die erzwungene Abtretung Elsass-Lothringens, ein Fehler Bismarcks, denn, dass Frankreich den Verlust nicht hinnehmen würde, war abzusehen. In der Geschichte der Erbfeindschaft markierte der Krieg von 1870/71 einen Wendepunkt. War der Mythos bis dahin

eine Sache vor allem der Deutschen gewesen, zogen die Franzosen jetzt nach. Die Erbfeindschaft wurde gleichschönig.

Weil beide Seiten gefangen waren vom Fatalismus unabänderlicher Gegnerschaft, war der Krieg von 1914–1918 eine sich selbst erfüllende Prophezeiung: Es versagten nicht nur die üblichen Verdächtigen, einäugige Politiker, stupide Militärs und wüste Imperialisten. Auch das geistige Klima war vergiftet. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen*, geschrieben im letzten Kriegsjahr, entwickelte Thomas Mann die bizarre These, im Weltkonflikt gehe es – alles oder nichts – um die Verteidigung der (deutschen) Kultur gegen die (westlich-französische) Zivilisation. Es sollte nicht lange dauern, und andere würden vorführen, wie man Kultur *und* Zivilisation, die schwache Schutzhaut über der Unmenschlichkeit, mit einem Schlag zerreißt.

Elsass-Lothringen fiel nach der Niederlage des Reiches an Frankreich zurück. Der Schriftsteller René Schickele bemühte sich, die leidvolle Grenzlanderfahrung für die Überwindung des Bruderkampfes fruchtbar zu machen. Dem elsässischen Brückenbauer widmet dieses Buch ebenso einen Abschnitt wie dem Abbé Franz Stock, der als Wehrmachts-Pfarrer im besetzten Paris Hunderte todgeweihte Résistance-Kämpfer auf dem Weg zur Hinrichtung am Mont Valérien begleitete.



Im Mittelalter kannten Ostfranken und Westfranken, Deutsche und Franzosen keinen Hader. Nur einmal kamen sie sich zu nahe. In der Schlacht von Bouvines zog Kaiser Otto IV. den Kürzeren.

1 Kaiser Ottos Waterloo

Sie sind Nachbarn und obendrein nahe Verwandte. Dennoch leben Deutsche und Franzosen das ganze Mittelalter über friedlich nebeneinander. Ihre Erbfeinde sind andere. Die französischen Könige liegen mit den Engländern in Dauerfehde, die deutschen Könige mit den Päpsten. Nur einmal greifen die Nachbarn gegeneinander zu den Waffen. Dabei zieht Kaiser Otto IV. den Kürzeren.

Am 27. Juli des Jahres 1214 kommt es in der Ebene von Bouvines zu einer großen Feldschlacht. Ein deutsch-englisches Heer, angeführt von Kaiser Otto IV., trifft auf die Streitmacht des französischen Königs Philipp II. August. Bouvines, niederländisch Bovingen, liegt zwischen Lille und Tournai; heute ist es ein Dorf mit weniger als tausend Einwohnern. Fünf Stunden zieht sich das Ringen hin. Der Personaleinsatz ist mit 16 000 Rittern und Fußsoldaten für die Zeit außerordentlich hoch. Am Ende räumt Otto, der eigentlich über die stärkeren Bataillone verfügt, das Feld. Der Sieg im ersten militärischen Konflikt von Franzosen und Deutschen gehört dem Franzosenkönig.

Der Kampf steht von Anfang an unter schlechten Vorzeichen. Der 27. Juli ist ein Sonntag. Folglich dürfte gar nicht gekämpft werden, denn am Tag des Herrn ist christlichen Rittern nicht nur untersagt, der Fleischeshlust zu frönen, verboten sind genauso Fehden und andere standesübliche Formen des Blutvergießens. Otto zögert denn auch, den Sonntagsfrieden zu brechen, lässt sich aber von einem gotteslästerlichen Bundesgenossen, dem Grafen Hugues de Boves, umstimmen. So erzählt uns jedenfalls ein zeitgenössischer Bericht. Musste Otto den Frevel mit seiner Niederlage büßen? Den Menschen des Mittelalters hätte die Erklärung eingeleuchtet. Sie waren daran gewöhnt, in allen außergewöhnlichen Ereignissen die lenkende Hand Gottes zu erkennen.

Die Schlacht entbrennt mittags um 12 und zieht sich bis 17 Uhr hin. Wilhelm Brito schildert sie in seiner Chronik wie einen Zweikampf. Zuerst gerät König Philipp ins Gedränge. Dann, nachdem tapfere Gefährten ihn vor Tod oder Gefangennahme bewahrt haben, schlägt das Pendel um. Nun ist Otto derjenige, der um sein Leben fürchten muss. In Britos Erzählung führt ein Ritter Girard mit dem Beinamen la Truie („das Schwein“) die Entscheidung herbei. Laut Brito stieß Girard „mit einem Messer nach des Kaisers Brust, und als er nicht durchkam, stieß er ein zweites Mal zu, um den Fehlschlag wettzumachen. Während er so auf Ottos Leib zielte, traf er den Kopf des sich aufbäumenden Pferdes, und das mit großem Geschick geworfene Messer drang diesem durch das Auge ins Gehirn. Das Pferd, das den heftigen Schlag wohl spürte, bekam es mit der Angst und wurde wild. Es wandte sich in die Richtung, aus der es gekommen war, so daß Otto unseren Rittern den Rücken zeigte und eiligst davonjagte.“²

Die einprägsame Darstellung entspricht dem Zeitbedürfnis, komplexe Ereignisse in Bildern und Personen zu vermitteln. Eins zu eins nehmen darf man sie nicht. Im Krieg hat die Wahrheit immer einen besonders schweren Stand, das war schon damals so. Als Philipps Kaplan ist es dem bretonischen Kleriker Brito vor allem darum zu tun, den Ruhm seines Königs zu mehren. Der erstrahlt umso heller, wenn die Gegenpartei als besonders furchterregend dargestellt wird. Daher hebt Brito den wilden Mut der Deutschen hervor. Doch selbst dieser Furor teutonicus, der schon römischen Schriftstellern an den Germanen auffiel, vermag König Philipp nicht zu bremsen. Otto, der eigentlich als Favorit gestartet war, verlässt die Walstatt als Geschlagener. Das Ausmaß der Niederlage unterstreicht der Verlust der Standarte. Der Reichsadler, dem während des Hauens und Stechens die Schwingen gebrochen sind, fällt Philipps Anhängern in die Hände. „Von dieser Zeit an“, urteilt ein anderer Chronist, der Deutsche Konrad von Lauterberg, „sank der Ruf der Deutschen bei den Welschen.“³

Bouvines gehört zweifellos zu den bedeutendsten Schlachten des Mittelalters, vergleichbar mit der auf dem Lechfeld 955. Mit maßvoller Zu-

spitzung lässt sich behaupten, dass die französische Nationalgeschichte ohne den Sonntag von Bouvines einen anderen und weniger glänzenden Verlauf genommen hätte. Unsinnig wäre es dagegen, das Geschehnis von 1214 als Flammenschrift an der Wand zu lesen, als Vorzeichen eines späteren, Epoche übergreifenden Völkerhasses. Den mittelalterlichen Kriegen ist der nationale Stachel noch vollkommen fremd, deutsch und französisch kennzeichnet Himmelsrichtungen, aus denen die Ritter kommen – und selbst das stimmt nur eingeschränkt: Bei Bouvines ficht in den Reihen Ottos neben sächsischen und niederlothringischen Rittern auch der Graf von Flandern, ein Vasall König Philipps. Philipp kann auf seinen Vetter zählen, den Grafen von Auxerre, nicht aber auf dessen Sohn, der für Otto und gegen die Krone Frankreichs das Schwert führt. Otto selbst ist, durch familiäre Fügung, Graf von Anjou und Herzog von Aquitanien.

Die mittelalterliche Welt ist kunterbunt wie ein Wimmelbild. Grenzen haben nur einen ungefähren Charakter. Sie verändern sich ständig und werden von der Siedlungsbevölkerung kaum wahrgenommen. Der Rhein stellt ein Hindernis dar, aber es dauert noch Jahrhunderte, bis er zum Zankapfel wird. Stärker als das Trennende ist das Bewusstsein gemeinsamer Wurzeln, das auch nach dem Zerfall des fränkischen Großreichs lebendig bleibt. Man spricht von sich selbst als West- oder als Ostfranken und verehrt in Karl dem Großen den Stammvater, der allen gleichermaßen gehört. Erst allmählich verblasst die Erinnerung und macht einer unterschiedlichen Eigensicht Platz. Im 11. Jahrhundert fangen die Ostfranken an, sich deutsch zu nennen. Den fränkischen Familiennamen tragen jetzt allein die Franzosen. Für das beiderseitige Verhältnis hat das zunächst keine Folgen. Man lebt weiterhin in der *res publica christiana*. Das einende Band des Glaubens bedeutet viel. Die Kreuzzüge sind europäische Gemeinschaftsunternehmen, der kulturelle Austausch ist umfassend. Literarisch geben die Franzosen den Ton an. Der große Chrétien de Troyes, Schöpfer des höfischen Romans, beeinflusst Barden rechts des Rheins. Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach übertragen Chrétiens auf Altfranzösisch verfasste *Erec und*

Yvain sowie *Perceval* in mittelhochdeutsche Verse. Umgekehrt lehrt der in Köln verehrte Dominikaner Albertus Magnus auch an der Pariser Sorbonne, wo er Studenten der ganzen Christenheit mit den Lehren des „heidnischen“ Aristoteles vertraut macht. Die bahnbrechende gotische Kirchenbaukunst wandert von West nach Ost. Denselben Weg nehmen die wirkmächtigen monastischen Reformbewegungen. Die besonders erfolgreichen Zisterzienser geben sich 1115 eine Verfassung, die durch ihre Modernität verblüfft: Ihre Klöster werden als selbstständige Wirtschaftseinheiten geführt. Die Geschicke des Ordens lenkt das Generalkapitel, ein aus allen Äbten bestehendes Kollegialorgan, das einmal pro Jahr im burgundischen Cîteaux zusammentritt und bindende Beschlüsse fasst. Wer nach den Ursprüngen subsidiären und demokratischen Denkens in Europa forscht, kommt an den Zisterziensern nicht vorbei. In Deutschland tragen sie viel zur Ostkolonisation bei, und da der Orden bald im ganzen Abendland Niederlassungen unterhält, ist Cîteaux der Ort, wo man über das, was Europa bewegt, besser informiert ist als an jedem Fürstenhof.

Es ist ein überwiegend friedvolles Nebeneinander, das *franci* und *teutonici* das ganze Mittelalter über pflegen. Einmal, 1124 rückt Heinrich V. gegen Ludwig VI. aus, der damals die französische Krone trägt. Aber Heinrich macht bei Metz kehrt, ohne dass man die Klänge gekreuzt hätte. So bleibt Bouvines die einzige kriegerische Ausnahme in einer erstaunlich langen Friedensperiode. Weshalb die Nachbarn sich nicht in die Quere kommen, liegt hauptsächlich daran, dass sie getrennte Wege gehen.

Die Auseinanderentwicklung setzt mit Otto dem Großen ein. Der Liudolfinger verschafft sich die Herrschaft auch über Italien. 962 lässt er sich in Rom vom Papst zum Kaiser krönen. Von da an verstehen sich die ostfränkischen Könige als römische Kaiser. Dieses Kaisertum ist zwiespältig. Einerseits sichert es Otto und seinen Nachfolgern die Vorrangstellung unter den Königen des Abendlandes. Andererseits bildet Deutschland/Ostfranken jetzt nur noch die Teilmenge einer Universalmonarchie, die neben Italien das frühere karolingische Zwischenreich



Seit Otto I. verstanden sich die ostfränkischen Könige als römische Kaiser und die wahren Erben Karls des Großen. Den westfränkischen Vettern gefiel das wenig, aber sie hatten genug Ärger mit den Engländern. Otto I. und seine erste Frau Editha als Sitzstatuen am Magdeburger Dom.

Lotharingen und zeitweilig auch Burgund mit einschließt. Die Ottonen und mehr noch die Salier und Staufer sind Reisekaiser, die zur Aufrechterhaltung ihrer Stellung in Italien ständig unterwegs sind und deshalb die Herrschaftssicherung im Stammland vernachlässigen. Italienfeldzüge gehören für die deutschen Könige bis hinein ins 15. Jahrhundert zum Pflichtprogramm. Achtzehn Könige wagen die mühsame und gefahrvolle Alpenüberquerung, einige von ihnen mehrfach.⁴ Der Preis der ständigen Abwesenheit ist hoch, trotzdem halten die Kaiser am „Imperium Romanum“ fest, auch nachdem sich für das zwischenzeitlich geheiligte Römische Reich die Namensanfügung „deutscher Nation“ eingebürgert hat. Unbeirrt wehren die Kaiser jeden Versuch, sie in ihrem Selbstverständnis auf das „Regnum Teutonicum“ zu reduzieren, als Beleidigung und Angriff ab. So bleibt es beim „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ bis zu seinem Erlöschen im Jahr 1806. Den ersten deutschen Kaiser, der sich auch so nennt, bekommen die einstigen Ostfranken 1871 mit Wilhelm I.

Als imperiale Herrscher erheben die ostfränkischen Könige seit Otto dem Großen den Anspruch, die wahren und einzigen Erben Karls des Großen zu sein. Den westfränkischen Vettern gefällt das wenig. Der Usurpation entgegenzutreten, fehlen ihnen allerdings die Mittel. Die Schwäche der Capetinger rührt daher, dass sie ihre Vasallen nicht im Griff haben. Zeitweilig reicht ihre Autorität kaum über die Île de France, das heißt über das Umland von Paris hinaus. Die mächtigsten Vasallen kommen aus England. 1066 hat der Herzog der Normandie über den Ärmelkanal gesetzt und die Macht in England an sich gerissen. Aber die Heldentat Wilhelms des Eroberers, die auf dem 68 Meter langen Wandteppich von Bayeux monumental gefeiert wird, trägt dem französischen Königtum nur Schaden ein. Denn Wilhelm und die, die ihm auf dem Thron von England folgen, denken nicht daran, ihre kontinentalen Machtpositionen aufzugeben. Ihr angevinisches Reich umfasst um die Mitte des 12. Jahrhunderts neben der Normandie die Herzogtümer Bretagne, Aquitanien und Gascogne sowie die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine, ein Gebiet halb so groß wie das heutige Frankreich und

bedeutend größer als das französische Krongut zu dieser Zeit. Bis zum Ende des Hundertjährigen Krieges können sich Frankreichs Könige ihres Thrones nicht sicher sein.

Der englisch-französische Zweikampf bildet auch das Layout für die Schlacht von Bouvines. Dem starken Capetinger Philipp II. Augustus ist es gelungen, den anglo-fränkischen Einfluss zurückzudrängen. Damit fordert er den englischen König Johann („Ohneland“) heraus. Johann schließt ein Bündnis mit Otto IV. Die Verbindung liegt nahe. Der Welfe Otto ist als Neffe von Richard Löwenherz dem englischen Königshaus eng verwandt und in England erzogen worden. Außerdem braucht Otto einen Befreiungsschlag in eigener Sache. Seine Krone wird ihm streitig gemacht vom Staufer Friedrich II., der seinerseits den Papst und den französischen König hinter sich hat. Ein Sieg über Philipp, so rechnet Otto, würde den Thronstreit mit einem Schlag zu seinen Gunsten entscheiden.

Der Ausgang der Schlacht, den wir kennen, hinterlässt tiefe Spuren in der europäischen Geschichte. Geschwächt durch die Niederlage, muss Johann den englischen Baronen in der Magna Charta von 1215 erhebliche Zugeständnisse machen. Otto wird seines Lebens nicht mehr froh. Er stirbt 1218 politisch isoliert auf der Harzburg. Friedrich II., dem Philipp nach dem Sieg den erbeuteten Reichsadler mit den gebrochenen Schwingen übersendet, ist nun unumstritten Kaiser, allerdings einer, der seinen Mittelpunkt in Italien hat und der durch sein universales Amtsverständnis das Siechtum des deutschen Königtums beschleunigt. Für Deutschland geht es nach Bouvines bergab, für Frankreich bergauf. Philipp II. Augustus gewinnt infolge des Sieges die Normandie und das Anjou. Es beginnt der allmähliche Aufstieg der Krone zur Zentralgewalt. Symptomatisch für die gegenläufige Entwicklung sind die Bestattungsorte Philipps und Friedrichs. Philipp findet seine letzte Ruhe in Saint-Denis bei Paris. Friedrichs Sarg steht nicht in Speyer, sondern im Dom von Palermo auf Sizilien.



Süleyman der Prächtige und seine Janitscharen scheiterten 1529 bei dem Versuch, Wien zu erobern. Der „Goldene Apfel“, wie die Türken die Stadt nannten, widerstand dem Ansturm mit knapper Not. Kupferstich von Dirk Coornhert.

2 Der Türke: „Erbfeind der Christenheit“

Mit Maximilian I. geht das Mittelalter zu Ende. Der „letzte Ritter“, wie er genannt wird, war wohl der erste, der den Franzosen das Etikett „Erbfeind“ aufklebte. 1498 begründet er seine Forderung an die vorderösterreichischen Stände, ihn gegen Frankreich zu unterstützen, mit der Behauptung, dieses sei „uwer rechter natürlicher vynd“. 1513 spitzt er seine Feind-Rhetorik zu. Frankreich gilt ihm jetzt nicht mehr nur als der natürliche Feind. Es ist nun schlechterdings der „Erbfeind, der gegen den Rhein steht“.⁵ Die Absicht des Habsburgers ist leicht zu durchschauen. Sein Haus wetteifert mit der französischen Valois-Dynastie um die Vorherrschaft in Europa. Er braucht Geld und Truppen und beknet die Reichsstände, die sich aber zieren. Mit der Tätowierung Frankreichs als Feind der besonderen Art will er den Druck auf die Reichsstände erhöhen. Ein paar Jahre später kommt der „Erbfeind“ wieder zum Einsatz, allerdings unter anderen Vorzeichen. 1529 stehen die Türken vor Wien, der „Erbfeind der Christenheit“.

Im Abendland hat man von den Türken keine genaue Vorstellung. Nur so viel glaubt man zu wissen, dass überall dort, wo sie ihren Halbmond aufpflanzen, es mit der Herrschaft des Kreuzes vorbei sei. Außerdem geht ihnen der Ruf voraus, beispiellos blutrünstig zu sein. Es heißt, sie vergewaltigten christliche Frauen und töteten oder versklavten Kinder. Über jeden Zweifel erhaben sind ihr kriegerischer Mut und ihre militärischen Fertigkeiten. Von ihren Reitern sagt man, sie könnten ihren kleinen Bogen sogar im Galopp als todbringende Waffe einsetzen. Das Unheimliche, das die Eroberer mit dem Zeichen des Halbmonds umgibt, sorgt dafür, dass „der Türke“ von den Christen als der Schrecklichste

der Schrecken wahrgenommen wird, vergleichbar einer Seuche oder einer Naturkatastrophe.

Anfangen hat alles 1453. In diesem Jahr erobert Sultan Mehmed II. Konstantinopel und macht aus der ehrwürdigen Hagia Sophia, dem Parthenon des byzantinischen Christentums, eine Moschee. In der Folge unterwerfen die Türken den gesamten östlichen Mittelmeerraum. 1480 fallen sie in Kärnten und der Steiermark ein. 1521 kassieren sie Belgrad, 1526 (Schlacht bei Mohács) reißen sie Ungarn an sich. Und nun, 1529, tauchen die Janitscharen Süleymans des Prächtigen vor den Toren Wiens auf, wild entschlossen, den „Goldenen Apfel“, wie sie die Stadt nennen, in ihre Hand zu bekommen.

Mit seiner fünf Kilometer langen und sechs Meter hohen Ringmauer macht Wien auf den ersten Blick den Eindruck einer vorzüglich geschützten Stadt. In Wirklichkeit sind die Verteidigungsanlagen ziemlich marode, sodass eine zur Überprüfung eingesetzte Kommission rät, die Stadt anzuzünden und dem Feind preiszugeben. Das allerdings lehnt Erzherzog Ferdinand, der Enkel Maximilians und Herrscher in den österreichischen Erblanden, entschieden ab. Schanzarbeiten werden angeordnet und Söldner angeworben, um die städtische Miliz zu verstärken. Die erhoffte Befreiungsoffensive aus dem Reich bleibt allerdings aus. Dafür, dass in Wien das Schicksal der Christenheit auf dem Spiel steht, sind die 1600 Reiter, die der Reichstag bewilligt, keine große Sache. Zu allem Überfluss kommt das Ersatzheer zu spät an, um in die Kämpfe einzugreifen.

Als die Türken am 27. September den Belagerungsring um Wien schließen, haben die meisten Einwohner die Flucht ergriffen, allen voran die Wohlhabenden und auch etliche Ratsherren. Mitverantwortlich für den Massenexodus waren Horrornachrichten aus dem ungarischen Ofen. Die Türken hatten Ofen auf ihrem Vormarsch erfolgreich belagert. Doch statt den Verteidigern, wie versprochen, freien Abzug zu gewähren, machten sie die Besiegten nach der Kapitulation nieder. Die Nachricht von dem Massaker löste in Wien Panik aus.⁶

Die ersten Feinde, die die Eingeschlossenen zu sehen bekommen, sind

die berüchtigten Akindschi, berittene Bogenschützen, die wegen ihrer nachgewiesenen Grausamkeit auch als „Renner und Brenner“ bezeichnet werden. Die Avantgarde Süleymans wird ihrem Ruf gerecht. Die Akindschi machen in der Umgebung Wiens alles nieder, was ihnen in die Quere kommt. Ein österreichischer Chronist berichtet: „Die Weiber und Kinder sind den mehreren Teil in der Türken Hand gekommen, und so tyrannisch und erbärmlich mit ihnen gehandelt worden, das es nicht wohl auszusprechen und zu beschreiben ist, welcher große Jammer einem jeglichen Christenmenschen wohl zu beherzigen ist.“⁴⁷

An Zahl sind die Angreifer den Verteidigern turmhoch überlegen. *Intra muros* erwarten 17 000 Kämpfer den Ansturm von 110 000 Türken. Die Streiter Süleymans des Prächtigen müssen freilich mit zwei Problemen fertigwerden. Erstens funktioniert der Nachschub nicht, was konkret bedeutet, dass eine sich hinziehende Belagerung keine Option ist. Der Sultan braucht also den raschen Erfolg. Das zweite Problem: Die schweren, mauerbrechenden Kanonen sind im sumpfigen Aufmarschgebiet stecken geblieben. Als Ersatzlösung bietet sich an, den Ringwall, der den „Goldenen Apfel“ umschließt, zu unterminieren. Dementsprechend zerfällt der Kampf in einen ober- und in einen unterirdischen Teil. Oben lösen Attacken der Angreifer und Ausfälle der Verteidiger einander ab; unten treiben die Türken immer neue Stollen, die sie mit Schießpulver zustopfen. Das Schicksal der Wiener hängt davon ab, dass sie die Wühlarbeit des Feindes antizipieren und rechtzeitig durchkreuzen. Zum Glück verfügen sie in ihren Reihen über eine Anzahl Tiroler Bergleute, die für den Untertagekrieg prädestiniert sind.

Am 9. Oktober tritt der Kampf in die entscheidende Phase. Die Türken, allen voran die Kernmannschaft der Janitscharen, konzentrieren ihre Attacken auf den Bereich rechts und links des Kärntnertores, wo sie den Schwachpunkt der Verteidiger vermuten. Am 12. Oktober reißen Minenexplosionen eine große Bresche in die Ummauerung. Doch der folgende Sturmangriff wird zurückgeschlagen. Derselbe Ablauf wiederholt sich am 14. Oktober. Wieder misslingt es den Türken, ihren Vorteil zu nutzen. Einen Tag später erteilt Süleyman den Befehl zum Abzug.

Der Proviant geht zu Ende, die Disziplin im Heer lässt nach. Angesichts des herannahenden Winters kommt eine Fortsetzung der Belagerung nicht infrage. Wien ist gerettet.

Trotz des Fehlschlags schreiben die Osmanen den Gewinn des „Goldenen Apfels“ nicht ab. In den nächsten Jahrzehnten dringen sie wiederholt nach Norden vor, allerdings ohne den Kaiser in seinen österreichischen Erblanden ernsthaft zu gefährden. Erst 1683 tauchen die Türken wieder vor Wien auf. Die Belagerung der Stadt scheitert jedoch wie 150 Jahre zuvor. Das Heer des Großwesirs Kara Mustafa Pascha wird in der Schlacht am Kahlenberg von einer deutsch-polnischen Truppenallianz unter dem polnischen König Jan Sobieski schwer geschlagen. Den Schlussstrich unter das osmanische Expansionsstreben zieht Prinz Eugen mit seinem Sieg bei Peterwardein 1716.

Die mehrere Generationen andauernde Türkenangst brennt sich tief in die Seele der damaligen Christenheit ein. Äußere Zeichen halten das Bewusstsein wach, am Abgrund zu stehen. Bereits 1456 ordnet Papst Calixt III. ein regelmäßiges Mittagsläuten der Kirchenglocken an. Die „Türkenglocke“ ist ein Warnsignal und ruft zugleich zum Kreuzzug wider den unheimlichen Feind auf. Beispielhaft für den langen Nachhall historischer Erschütterungen steht die „Türkenglocke“ der Kirche von Maria Gail bei Villach. Erstmals tritt sie 1478 in Aktion, als türkische Reiterscharen sengend und plündernd Kärnten durchstreifen. Von da an läutete sie jeden Tag pünktlich um 15 Uhr, bis jetzt summa summarum 1,9 Millionen Mal, wie ein Lokalhistoriker berechnet hat. Geblieben ist die Übung, geändert hat sich im Lauf der Zeit der Grund: Längst ruft die Glocke nicht mehr zum Kampf gegen „den Türken“, sondern zu dörflichen Festlichkeiten.⁸

Die „Türkenglocke“ ist nur ein Mittel unter anderen, welche Kirche und weltliche Obrigkeit einsetzen, damit den Menschen die türkische Bedrohung so präsent bleibt wie die Angst vor dem Jüngsten Tag. „Türkenpredigten“ mahnen die Gläubigen zur Wachsamkeit, „Türkenkollektan“ in den Kirchen sammeln Geld ein wie die „Türkensteuern“, die der Kaiser erhebt, um damit Feldzüge gegen die Verderber der Chris-



Das Abendland atmete auf. Die Türken, „Erbfeinde der Christenheit“, wurden 1683 bei der Schlacht am Kahlenberg von einem Heer unter Jan Sobieski schwer geschlagen. Gemälde, um 1688, von Franz Geffels.

tenheit zu finanzieren. Eine erhebliche Breitenwirkung erzielen „Türkendrucke“. Flugschriften sind seit der Reformation in Mode, sie agitieren mehr als sie informieren. Die bebilderten „Türkendrucke“ sollen auch die des Lesens Unkundigen schockieren. Beliebte Abbildungen zeigen, wie vierschrötige Krieger mit Turban und Krummsäbel Kleinkinder zerteilen oder auf Speere speißen.⁹

Zweifellos war die Türkengefahr kein Hirngespinnst. Hätte Süleyman 1529 den „Goldenen Apfel“ gepflückt, wäre der Landhunger der Osmanen wohl kaum gestillt gewesen. Die Geschichte des Abendlandes hätte einen anderen Verlauf genommen. Zweihundert Jahre lang fielen die Türken wie Heuschreckenschwärme über den Südosten Europas her. Schon aufgrund der schieren Dauer der Plage sahen die Christen in ihnen den *hostis sempiternus*, den ewigen Feind. Freilich, um vom Erzfeind zum Erbfeind zu avancieren, bedurfte es mehr als eines Komparativs. Das Wort ist in einer anderen Verständniszone angesiedelt. Im Erbfeind (mittelhochdeutsch *erbe-vint*) schwingt die Erbsünde mit. Als Erbfeind der Christenheit ist „der Türke“ eine Kreatur des Teufels und gleichzeitig Gottes Strafe für die Sünden der Christen. In diesem Sinne tauchen die Türken immer wieder in der zeitgenössischen Literatur auf. *Wahrhaftige Beschreybung des glücklichen Friedenreichen Waffensiegs, so die Christenheit hat an dem türkischen Erbfeind*, ist eine Schrift aus dem 16. Jahrhundert titulierte. In einem Volkslied aus demselben zeitlichen Umfeld heißt es: „Das der Türk jetzt zu dieser Frist/der allen Christen Erbfeind ist“. 1683, wenige Wochen vor der Schlacht am Kahlenberg, behauptet ein Edikt des Domkapitels Münster, es sei „leyder jedermänniglichen bekannt/was gestalt der Erb-Feynd des christlichen Nahmens der Groß-Türk/mit erschrecklicher Kriegs-Macht/fornemblich dem lieben Teutsch-Landt“ antue.¹⁰ Luther spricht nicht ausdrücklich vom Erbfeind, bedient sich aber in seinen Schriften *Vom Kriege gegen die Türken* und der *Heerpredigt wider die Türken* der satanischen Konnotation: „Der Türke ist unsers Herr Gotts zornige Ruthe und des wütenden Teufels Knecht.“¹¹

Vom solidarischen Weltanschauungskrieg gegen den „Erb-Feynd des christlichen Nahmens“ wollten jedoch nicht alle christlichen Fürsten

etwas wissen. Wenn es darauf ankam, ließen viele den Kaiser im Stich, und die „Türkenglocke“ läutete vergebens. Besonders nonchalant verhielten sich die gekrönten Häupter Frankreichs. Verbissen in die Konkurrenz mit den Habsburgern, handelten sie nach der Devise, der Feind meines Feindes ist mein Freund. 1529 stärkte Franz I. Süleyman den Rücken; Ludwig XIV. tat es ihm 1683 gleich, indem er Mehmet IV. glauben ließ, er habe für den Sturm auf Wien seine Unterstützung. Für Könige Frankreichs, die sich nach alter Sitte mit dem Ehrentitel des „allerchristlichsten Königs“ schmückten, war das jeweils ein starkes Stück – ein Stück vormoderner Realpolitik.